

Markus Lüpertz – Stil und Leben

Die Unterscheidung zwischen Kunst und allem, was nicht Kunst ist, gestaltet sich immer schwieriger. Für die meisten Leute. Nicht für Markus Lüpertz, 65, seit Jahrzehnten als Malerfürst apostrophiert, tätig als Professor und Meister und vor allem nach wie vor als Maler. Erfolgreich, und auch reich geworden, zur Stilikone avanciert ganz nebenbei.

Allerdings nur für seinen ganz eigenen Stil, den er pflegt und hegt. Markus Lüpertz wurde in Liberec (heute: Tschechien) geboren und wurde schon früh für sein solides Selbstbewusstsein genauso bekannt wie für sein kreatives Talent und sein Flair für Sport, insbesondere Boxen und Fussball.

CS Fides Quarterly hat Markus Lüpertz im Rahmen seiner Sommerakademie im bayrischen Bad Reichenhall nahe Salzburg getroffen, wo der Künstler jeweils in einigen Sommerwochen spätberufene Maler in die Geheimnisse der Kunst einweicht. Gleichen abends trat der leicht erkältete Lüpertz mit einer Jazzformation auf. Zuvor hat Markus Lüpertz uns zum folgenden Exklusivgespräch empfangen.

Die diamantenbesetzte Uhr, die Sie hier tragen, ist das eine Hublot? Sieht aus wie das neue Modell «Big Bang».

Ich glaubte, es sei eine Audemars Piguet (nimmt die Uhr ab und zeigt sie her).

Ach so, richtig, es ist das Modell «Royal Oak». Verrückt! Den Kellnern im Hirschen in Salzburg hat sie sehr gut gefallen. (Feines Lächeln).

Sie treten heute abend als Jazzmusiker auf. Haben Sie mit der Musik schon früh angefangen?

Ich mache das schon ziemlich lange. Aber nach einer abgebrochenen Ausbildung war mir klar, dass ich die Musik nie so beherrschen würde wie die Malerei. Ich habe die Musik dann lange ignoriert. Die Musiker, die ich im Lauf der Zeit kennen gelernt habe, haben mich animiert, eine freiere Form von Musik zu spielen. Daraus hat sich etwas entwickelt, das auf mich zugeschnitten ist. Darum heisst die Formation «Markus Lüpertz mit...» und ich bin der Dilettant, der eine ganz bestimmte Vorgabe leistet. Die Formation, ganz hervorragende Musiker alles, nimmt das auf. Die können mit meiner Destruktion musikalisch etwas anfangen. Das war eine Frage der Gewöhnung.

Wie oft treten Sie denn mit dieser Formation auf?

Es gibt vier bis fünf Auftritte pro Jahr.

Wie ist der Unterschied des Ausdrucks zwischen der Malerei und der Musik?

In der Malerei bin ich der Profi. Da gibt es ganz

bestimmte Gesetze, denen ich mich unterwerfe. In der Musik kann ich mehr von meiner Seele verwerfen, was innerhalb der Malerei stören würde.

Sie reden von den Selbstzweifeln, auf die Sie in jedem Interview angesprochen werden und die man bei Ihnen stets so schmerzlich vermisst.

Richtig.

Die Malerei feiert derzeit wieder mal ein Revival, besonders viel ist die Rede von der Neuen Leipziger Schule (z. B. Neo Rauch, Thilo Baumgärtel, Mathias Weischer). Haben Sie zu dem Erfolg dieser jungen Künstlergeneration den Grundstein gelegt?

Es gibt immer wieder Maler und Gruppen von Malern, die von sich reden machen. Das verlangt unsere Eventgesellschaft. Ausserdem musste es nach der Wiedervereinigung Deutschlands eine Gruppe geben, die das reflektiert. Es gibt immer wieder Sehnsüchte nach Bildern, und die Leute wollen sich ja was an die Wand hängen. Nach den vielen Eskapaden und Veranstaltungen in unserer Kultur ist es selbstverständlich, dass die Leute wieder Bilder wollen. Ob das eine Wiedergeburt der Malerei bedeutet, würde ich bezweifeln. Das hat die Malerei nicht nötig, es hat sie immer gegeben. Sie war nur mal mehr und mal weniger populär. Hier wird etwas Politisches festgemacht, eine Definition des Ostens über die Malerei vorgenommen. Das ist soweit richtig,

die Leute sind begabt. Was dabei herauskommen wird, muss man sehen, denken Sie mal an die Jungen Wilden in den Achtzigerjahren.

Was ist davon geblieben?

Wir sind davon geblieben. (Lüpertz meint eine sehr kleine Auswahl von Künstlern, die sich bis heute im Markt behauptet haben, zum Beispiel Jörg Immendorf, Albert Oehlen, Jiri Dokoupil.)

Das war ja eine sehr zugängliche Kunst mit ihrem neoexpressiven Gestus.

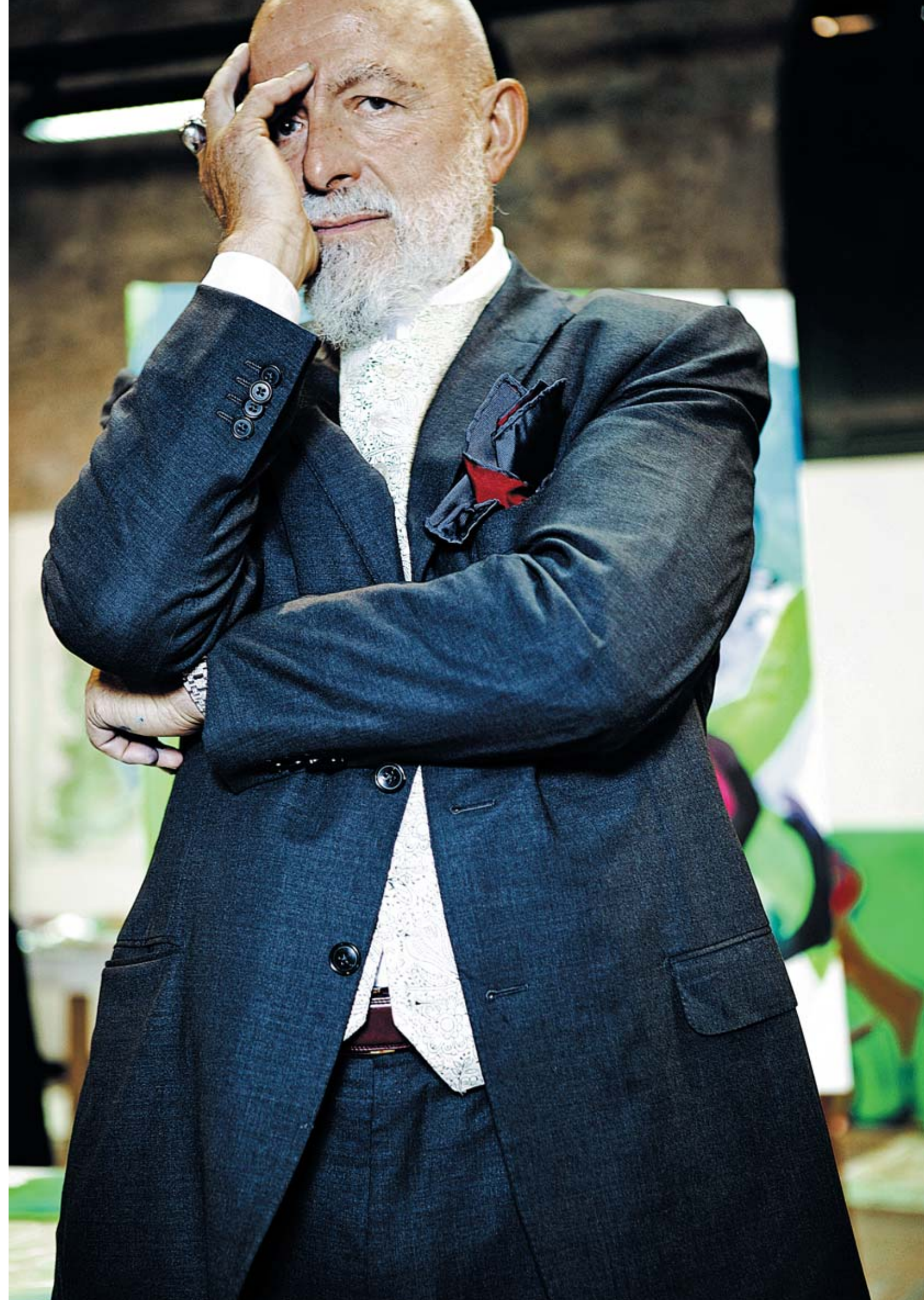
Die heutige Malerei, zum Beispiel der Neuen Leipziger Schule, ist auch sehr zugänglich.

Was wird von dieser Bewegung bleiben?

Ich weiss es nicht. Alle Prognosen sind falsch. Ich bin zum Beispiel nie in einer Prognose vorgekommen.

Der Taschen Verlag hat ein Buch über das Sammeln von zeitgenössischer Kunst herausgegeben. Was halten Sie davon, dass ein Verlag für preiswerte Bücher so etwas unternimmt?

Es ist ja das Schöne an der Kunst, dass sie so frei ist. Jeder kann sich damit beschäftigen, jeder kann sagen, er sei ein Fachmann, niemand kann es überprüfen. Es gibt keine Kontrollen. Wenn jemand denkt, er sei berechtigt, etwas zu sagen, ist das in Ordnung. Wenn ihm geglaubt wird, ist er berechtigt. Aber die aktuelle Kunst ist etwas, das passiert. Es gibt keine Kriterien. Man glaubt daran, oder man glaubt es nicht. Das verunsichert natürlich auch



manche Leute; es gibt keine empirischen Erfahrungen mehr. Man glaubt vor allem dem Künstler, denn man geht davon aus, dass nur der wirkliche, echte Künstler etwas zu sagen hat. Aber darum sagen wiederum alle, sie seien Künstler. Es gibt ein riesiges Heer von Leuten, die glauben, sie wüssten, was Trend ist...

Ist das vergleichbar mit der Situation in der Wirtschaft, wo man als Investor ebenfalls den Analysten glauben muss?
Könnte man sagen. In der Wirtschaft kann man vielleicht besser etwas beweisen. In der Kunst hat allerdings jede Spekulation versagt. Das ist das Schöne an der Kunst. Es gibt nur sie selbst und das, was der Betrachter selbst glaubt.

Stimmt es, was Sie in einem Gespräch mit der «ZEIT» gesagt haben – dass Sie selbst nicht Kunstsammler sind?
Das stimmt. Ich hatte von meiner Lebenssituation her nie die Möglichkeit, Kunst würdevoll aufzubewahren.

Der Kunstmarkt befindet sich in einer Boomphase. Leute, die früher Ferraris gesammelt haben, kaufen heute Kunst. Wie wirkt sich das auf Sie aus?
Es gibt weniger einen Boom als immer mehr Leute, die damit beschäftigt sind, ererbtes Geld zu behalten und es nicht verdienen müssen. Wenn sich diese Leute kulturell zum Einstieg in den Kunstmarkt verpflichtet fühlen, ist das natürlich richtig.

Heute hat ein Kunstkauf aber für viele Leute Investitionscharakter, richtig?
Dafür bin ich nicht zuständig. Ich glaube das nicht. Es gibt ja keine Garantie.

Aber was ist zum Beispiel mit der Art in Basel, die förmlich explodiert ist vor Ausstellern und Käufern?
Verwechseln Sie nicht den Markt mit der Kunst. Die Art ist ein Jahrmarkt, mit einer Ware, die sich verselbstständigt hat. Nur deshalb ist sie überhaupt handelbar geworden. Aber das lässt keinen Rückschluss auf den Künstler und sein Werk zu. Im Kunstmarkt wurde schon immer viel Geld umgesetzt. Aber heute hat der Kunstmarkt in der Presse ganz einfach mehr Aufmerksamkeit.

Es gibt doch jede Menge Galerien, die sich um eine Teilnahme an der Art in Basel drängen.
Ich sehe nur ein Galeriensterben. Es gibt alte Galerien, die gut existieren, und ich habe das Glück mit einer solchen Galerie zu arbeiten. Aber die Hysterie in der Presse über Junggaleristen, die jeden möglichen Quatsch verkaufen, das teile ich nicht.

Vor einiger Zeit, 1988, wurden Sie in der Basler Zeitung recht heftig als «vor Einbildung strotzender Meister» ange-

griffen. Es wurde ihre Bemerkung angeführt, dass ein Schüler, der sich ganz auf seinen Meister einlässt, kein Problem mit seiner Individualität haben würde. Polarisieren Sie bewusst und lustvoll, oder ist das Ihre tatsächliche Ansicht?
Ich bin vor allem von dem überzeugt, was ich mache. Ich halte mich für den Grössten, ich habe nicht die geringsten Schwierigkeiten damit, das jedem zu sagen, der mich fragt. Aber jeder hält sich für den Grössten! Ich kenne eine ganze Menge Künstler, die besten, die wir haben, Gott sei Dank! Und von denen findet sich keiner schlecht. Nur weil ich das sage, werde ich angegriffen – das ist lächerlich.

Stichwort Individualismus. Im Rahmen der Fussball-WM hat man erleben können, wie willig die Menschen ihre Individualität aufgeben. Kommt das daher, dass die Leute in der Masse verschwinden wollen, oder dass sie unbedingt zu etwas dazugehören wollen?
Es war der Versuch, eine nationale Identität herzustellen. Die Sehnsucht nach einem Wir-Gefühl. Und Nationalität bedeutet schon immer die Aufgabe seiner Individualität. 50 bis 60 Jahre nach dem Krieg ist es jetzt wieder möglich geworden, dass jeder mit einer Fahne rumläuft und «Deutschland!» brüllt. Und sich in erster Linie als Deutscher fühlt. Jeder durfte genauso hässlich sein wie der Nachbar, widerlich gleich sein, widerlich gleich hässlich und befragt, jeder war gleich überzeugt, die besten zu sein. Das wurde allgemein als etwas ganz Erstaunliches, Positives gefeiert. Mir wurde Angst dabei. Wissen Sie warum? Vornehmlich wegen der unterlassenen Ästhetik. Ich hätte nichts dagegen, wenn die Leute alle schön wären – aber die Leute waren alle so hässlich!

Man kann ja nicht in einem normalen Land plötzlich 90 Prozent schöne Leute herbeizaubern.
Doch, doch! Das ist eine Frage der Bekleidung und davon, wie man mit seinem eigenen Körper umgeht. Keinem werfe ich vor, er habe keine gute Figur. Es haben ja nur ganz wenige Leute eine Idealfigur. Aber wie man damit umgeht – das sind die Dinge, die wichtig sind!

Sind solche Massenerlebnisse in Deutschland heute harmloser als zur Zeit des Nationalsozialismus?
Nein. Es bräuchte nur einen kleinen Kick, um solche Ereignisse zu manipulieren. Darin liegt die Gefahr. Die Menschen haben keine Tabus und keine ethischen Sperren.

Was haben Sie vom Kopfstoss Zidanes gegen Materazzi gehalten?
Ich habe sofort meinen achtzehnjährigen Sohn angerufen, wir waren begeistert. Wir wissen alle, woher Zidane kommt. Man darf die Familie

eines solchen Mannes nicht beleidigen. Wenn er ein Mann ist, wehrt er sich. Das machte er mit einer meiner Ansicht nach erlaubten Härte.
Er hätte dem Gegner auch die Nase brechen können...
Er hat eben sehr differenziert gearbeitet. Zidane ist ein guter Mann!

War das Kunst?
Quatsch! Einfach ein hinreissender Akt der Aggression.

Aggression hat es auch gegen ihre Arbeit in Bamberg gegeben, wo diesen Sommer eine Skulptur von Ihnen zerstört wurde – ein bronzenener Kopf, ein Porträt des baskischen Bildhauers Chillida. Weshalb hat Ihre Arbeit diese Aggression ausgelöst?
Das kommt bei meinen Arbeiten immer wieder vor. Offensichtlich ist meine Methode auf traditionelle Art provokativ. Das gilt für meine Bilder wie für meine Skulptur – sie sind vertraut-unvertraut, wilder, provokanter, so dass viele Leute nicht folgen können.

Worin äussert sich das an Ihrem Bamberger Werk, in der Bemalung der Bronze?
Es war ein Dummerjungenstreich in Bamberg, die reine Aggression. Es hat schon früher in Bamberg solche Ausstellungen gegeben, und da ist nie etwas passiert. Es muss etwas mit meiner Kunst und meiner Person zu tun haben – ich habe eine gewisse Popularität... damit verbinden die Leute ganz bestimmte Sachen.

Vielleicht haben Sie die Täter aus dem Fernsehen gekannt?
Klar. Ich erwecke Aggression, besonders bei Leuten, die mich nicht kennen.

Die Stadt Bamberg hat den Schaden auf etwa 150 000 Euro beziffert. Tut Ihnen ein solcher Schaden persönlich Leid?
Wenn Kunst zerstört wird, von mir oder von anderen, tut mir das immer Leid. Vor allem aber: Wenn man das einreissen lässt, wenn das toleriert wird, dann stellt niemand mehr etwas mit Wert nach draussen. Niemand kann etwas Anspruchsvolles mehr aufstellen. Das ist ein unerhörter Verlust, darunter leidet die Ästhetik des öffentlichen Raums. Ich hasse zum Beispiel auch Graffiti, weil man keine edlen Materialien mehr verwenden kann. Am Schluss leben wir in einer abwaschbaren Gummiewelt – aber ich will eine Bronzetür haben, eine Marmortreppe, einen wunderschönen Travertinstein am Haus haben, ohne Angst, dass der ständig verschmiert wird.

Wie ist Ihre Beziehung zum legendären baskischen Bildhauer Chillida?
Ich hatte das Glück, mit ihm sehr eng befreundet zu sein. Und er hat sich immer dafür ver-

wendet, dass ich eine Skulptur in Spanien aufstellen durfte, wenn er im Jahr zuvor etwas in Deutschland platzieren konnte. Für mich war er ein väterlicher Freund, ich habe ihn wegen seiner Intelligenz, Menschlichkeit und Grösse sehr geliebt.

Hatte er in Spanien eine ähnliche Funktion wie Sie hier zu Lande?

In Spanien war er ein Gott! Er hatte allen Ruhm, den man haben kann.

Obwohl er bei uns nie ganz so berühmt wurde?

Das ist der Preis der Qualität.

Der junge Autor Camille de Toledo, ein Spross der Danone-Gründerfamilie, hat in seinem Buch «Goodbye Tristesse» den Begriff des Massen-Dandyismus geprägt, für die industrielle Herstellung von Geisteshaltungen und Looks. Ist das ein Phänomen, das Sie auch beobachtet haben? Immerhin werden Sie auch oft als Dandy bezeichnet.

Ich habe mich immer gegen die Zuordnung zum Dandytum gewehrt. Dandys sind eine Kaste, die ich sehr schätze und liebe, aber: Mir fehlen gewisse Voraussetzungen. Ein Dandy ist von Haus aus vermögend. Ein Dandy arbeitet nicht. Ein Dandy beschäftigt sich mit nichts ausser sich selbst. Ein Dandy ist immer cool. Und nie «gut» angezogen, sondern nachlässig – aber gut.

Sie sind nicht cool?

Ich bin nicht cool und nicht nachlässig. Ich bin ein gut gekleideter, älterer Herr, der einer Konvention nachlebt, indem er durch seine Kleidung darstellt, dass er eine gewisse Position erreicht hat. Warum sollte ich ab einer bestimmten Verdienstklasse Konfektion kaufen statt

zum Schneider zu gehen? Ich bin ein Mann, der das anzieht, was immer schon angezogen wurde. Mit Dandy hat das nichts zu tun. Ich mache mich bei der Arbeit sehr dreckig, da will ich nach der Arbeit sauber gekleidet sein und gut aussehen.

Das hat mit einem Ihrer Lieblingsthemen zu tun, dem Erfinden Ihrer selbst.

Dabei geht es darum, wie man sich abfindet mit den Vorgaben, geboren zu sein und auszu-sehen, wie man aussieht. Die Familie konnte mir da nicht helfen, auch wenn ich geliebt wurde, und ich die Familie abgöttisch liebte. Aber dann schaut man in den Spiegel und sieht nicht aus wie James Dean. Da erfindet man eben seinen eigenen James Dean – das bist dann du. Warum soll man in diesem einen Leben, das man hat, irgendetwas nachgeben? Warum sich einer Idee oder einem fremden Geschmack unterordnen? Ich bestimme dieses Leben. Also bin ich der Beste, der Schönste und der Intelligenste, der mir je begegnet ist. Und das Grösste, das Ihnen begegnen kann. Warum sollte ich mich vor einer Konvention beugen? Unerträglich!

Absolut...

Also, wenn wir alle so denken würden, wären wir freie Leute, die sich permanent blendend unterhalten! Freie Menschen, für sich selbst verantwortlich.

Ihre Mozartskulptur zum Jubiläum in Salzburg ist sehr kontrovers aufgenommen worden. Sie hat keinen linken Arm, dafür einen weiblichem Unterleib. Warum haben Sie Mozart so dargestellt?

Es ist ja eine Hommage an Mozart, keine Darstellung von Mozart. Das Feminine ist die Huldigung an die Muse, die ist weiblich. Der

frühe Tod wird durch die schöne europäische Tradition der Darstellung als Torso repräsentiert. Die Leute sagen, der hat einen Arm ab, aber es ist anders – er hat nur einen Arm nicht dran. Das Nichtvollendete, das Gebrochene, ist das Schöne. In Europa sieht man im Vollendeten immer auch das Ende der Vollendung. Man findet eine Lösung und stellt sie schon in Frage.

Was ist Kochen für Sie?

Eine Kritik daran, wie schlecht gekocht wird.

Betreiben Sie es als Kunst?

Ich mache nur die Kunst als Kunst. Es geht darum, was mir schmeckt, und das kann ich selbst immer noch am besten zubereiten. Ich bin in Böhmen geboren und pflege eine europäische Küche, weil mein Grossvater aus Sizilien stammte.

Wie teilen Sie Ihr Zeitbudget auf zwischen Professur und Kunst?

Die Professur gibt mir den Rhythmus. 80 Prozent gehen für die Kunst drauf.

Sehen Sie die Kunst in einer unternehmerischen Perspektive?

Nein, ich hätte zuwenig Disziplin dafür. Ich gehe mit allem, was meinen Intellekt und meine Kunst angeht, verschwenderisch um. Diszipliniert bin ich nur mit meiner Physis.

Pflegen Sie nicht insgesamt eine Corporate Identity mit einem Schlag ins Bohémehafte?

Nein. Ich bin da die reine Unschuld. (Feines Lächeln)

Herr Lüpertz, vielen Dank für ihre Zeit.

Interview: Hans Georg Hildebrandt



Markus Lüpertz wurde 1941 in Liberec (heute Tschechien) geboren.

Er studierte von 1956 bis 1961 an der Werkkunstschule in Krefeld bei Laurenz Goosens und an der Kunstakademie in Düsseldorf, wo er seit 1986 eine Professur innehat und seit 1988 als Rektor amtiert.

Er arbeitet heute in Berlin, Düsseldorf und Karlsruhe. Wiederkehrende Motive in seiner Arbeit: Schneckenhäuser, Stahlhelme, Mäntel und Ähren. Im Bereich Skulptur arbeitet Markus Lüpertz seit 1981.

Ein wichtiger Begriff in Markus Lüpertz' Kunst ist «dithyrambisch» oder «Dithyrambe». Viele seiner Bilder sind mit dem Adjektiv bezeichnet, das aus dem griechischen Theater stammt und etwa mit «wild begeistert» zu übersetzen ist.

Das Werk von Markus Lüpertz wird der Stilrichtung des Neoexpressionismus zugeordnet.

Im Verlauf seiner Karriere hat Lüpertz zahlreiche Kunstpreise verliehen bekommen und gilt in seiner Heimat als «Malerfürst», was vor allem auf seinen seigneurialen Lebensstil zurückzuführen ist.

Eine Monumentalskulptur von Markus Lüpertz, «Die Philosophin» steht im Foyer des Bundeskanzleramtes in Berlin.

Das Kunstportal Artfacts.net listet Markus Lüpertz auf Platz 131 der weltweiten Künstler-Rangliste.